

Gründung Polens von wenigen Ausnahmen abgesehen an römisch-katholische Polen vergeben. Staatliche Aufträge wurden zudem – vor allem in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre – an Firmen vergeben, die von christlichen Polen geführt wurden, und auch der Hochschulzugang für Juden wurde – zwar von den autonomen Universitäten, aber mit staatlicher Duldung – beschränkt, was die Karrierechancen von Juden weiter einschränkte.

In seiner Zusammenfassung zieht der Vf. das Fazit, dass in der Zweiten Republik eine nationale Modernisierung ohne bzw. auf Kosten der ethnischen Minderheiten stattgefunden habe. Dies ist – abgesehen von einem knapp sechs Seiten zählenden Unterkapitel über verordnete Modernisierung als existenzielle Bedrohung – leider die einzige Stelle, wo sich die im Titel prominent platzierte Modernisierungspolitik in der Arbeit wiederfindet.

Obwohl G. eine detailreiche und auf breiter Quellenbasis erstellte Arbeit vorlegt, die an vielen Stellen neue Erkenntnisse zu Tage fördert, ist die Studie im Ganzen dennoch problematisch. Ihr wohl schwerwiegendster konzeptioneller Fehler liegt im Zugriff vom Antisemitismus her, auf dessen Nachweis sich der Vf. konzentriert. Dies führt nicht nur dazu, dass er diesen dann auch überall findet – sogar, wie oben angeführt, bei Hołówko und Baudoin de Courtenay –, sondern auch dahin, dass andere Erklärungsansätze für wirtschaftliche Benachteiligungen von Juden nur selten verfolgt werden. Und selbst da, wo der Vf. beispielsweise feststellt, dass die Steuerpolitik kleine Selbstständige jeglicher Konfession und Nationalität übermäßig belastete, finden sich die diesbezüglichen Ausführungen in einem Kapitel über die wirtschaftliche Benachteiligung und Bedrohung der Juden.

Erschwerend hinzu kommt ein Antisemitismusbegriff, der derart weit gefasst ist, dass er in die Beliebigkeit abdriftet. Zwar mag es für die einzelnen Betroffenen keinen Unterschied gemacht haben, ob sie als Juden oder „nur“ als Angehörige einer von vielen nationalen Minderheiten benachteiligt wurden. Für Analyse, Verständnis und Bewertung der polnischen Politik gegenüber Juden und anderen Minderheiten spielt es jedoch durchaus eine Rolle. So ist es insbesondere bei der Vergabe von Stellen im Staatsdienst fraglich, ob Juden hier aus antisemitischer Motivation diskriminiert wurden oder weil sie – wie auch Ukrainer, Weißrussen und Deutsche – keine römisch-katholischen Polen waren.

Letztlich ist es zu bedauern, dass der Vf. statt des Antisemitismus nicht die jüdische Minderheit in den Vordergrund seiner Studie gerückt hat. Dies wäre auf Grundlage des präsentierten Materials ohne weiteres möglich gewesen und hätte vermutlich zu einer wesentlich differenzierteren Darstellung geführt. Vor allem aber hätte es die zahlreichen neuen Erkenntnisse zur polnisch-jüdischen Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte, die sich im vorliegenden Band finden, besser zur Geltung kommen lassen. Somit trifft die eingangs erwähnte Kritik Tomaszewskis auf die vorliegende Arbeit leider voll und ganz zu.

Leipzig

Stephan Stach

Eszter B. Gantner: Budapest – Berlin. Die Koordinaten einer Emigration 1919-1933. (Pallas Athene, Bd. 39.) Steiner. Stuttgart 2011. 264 S. ISBN 978-3-515-09920-2. (€ 45,-)

Die nun auch als Buch erschienene Dissertation von Eszter B. Gantner entstand unter der Betreuung von Rüdiger vom Bruch und Michael Brenner. Gegenstand sind jene zumeist ungarisch-jüdischen Intellektuellen, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. maßgeblich zur geistig-kulturellen Entwicklung Ungarns beigetragen haben. G. will Schicksale von Intellektuellen in der Emigration sowie ihre Schaffensmöglichkeiten in Wien und Berlin beleuchten. In der Einleitung formuliert die Autorin ihre Zielsetzung folgendermaßen: „[Es] stellt sich die Frage, ob und auf welche Weise sie fähig waren, ihr Schaffen – auf welche Art auch immer –, das ihre Existenz als Intellektuelle charakterisierte, in der Fremde weiterzuführen oder auszuüben.“ Diese Frage stelle sich auch, „weil die untersuchten Intellektuellen – die nach der Räterepublik aus Ungarn emigrierten – auch während ihrer Emigration schaffend blieben“ (S. 11) Außerdem möchte G. klären, ob die weitverbreitete Annahme tatsächlich zutrifft, wonach die politische Linke zumeist aus jüdischen Intellektuellen bestand und ob sie bei der Gründung fortschrittlicher Gesellschaften in den vor-

ersten Reihen agierten und sich bei der Modernisierung des Landes unter den führenden Akteuren befanden. Der zentrale Begriff der Arbeit ist „Netzwerk“ im Sinne von privaten und beruflichen Kontakten, den die Vf. konsequent benutzt.

Obwohl G. den Stand der Forschungsliteratur als eher dürftig beurteilt, enthält das Literaturverzeichnis viele Neuerscheinungen aus den letzten Jahren. Den für die Forschungsarbeit zentralen Begriff „progressiv“ verwendet sie – abweichend von der marxistischen Geschichtsschreibung – für Bestrebungen, „die direkt oder indirekt den Aufbau einer demokratischen [...] und modernen Gesellschaft zum Ziel hatten“ (S. 30). Als wichtigste Quelle der Forschung betrachtet G. die archivalisch überlieferten Interviews mit den Mitgliedern des „Sonntagskreises“ und des „Galilei-Kreises“. Dabei wären dem Leser konkrete Hinweise auf die Art der Quelle und deren Aufbewahrungsort (Archiv, Land) hilfreich gewesen. Ebenfalls von erheblichem Wert sind die Dokumente im Archiv des Instituts für Politische Geschichte, wo sie auch nach Lebensweg-Interviews gesucht hat.

Die Dissertation ist nach einer strengen Struktur aufgebaut, und G. klärt darin systematisch alle Begriffe, mit denen sie arbeitet, bevor sie dann auf den letzten sechzig Seiten zum eigentlichen Thema ihres Buches kommt – den Kontakten zwischen Budapest und Berlin. So geht sie einleitend der Anwendbarkeit des Begriffs „Emigration“ nach und erklärt, dass „die meisten politischen Flüchtlinge zwar – unmittelbar nach dem Zusammensturz [!] der Räterepublik – das Land verlassen [wollten]“ (S. 12), jedoch nicht an einen langfristigen Aufenthalt im Ausland gedacht hätten. Daher sieht sie die Notwendigkeit, mit dem Begriff „Migration“ zu operieren – irritierender Weise bleibt sie im weiteren Verlauf ihres Buches dann aber doch beim Begriff „Emigration“.

In einzelnen Kapiteln beleuchtet G. das gesellschaftliche Leben der ungarisch-jüdischen Intellektuellen, analysiert deren soziologische Zusammensetzung in der Hauptstadt, stellt zeitgeschichtliche Diskurse im Budapest der Jahrhundertwende sowie die rasante Entwicklung, die Modernisierung von Budapest mit seinen grandiosen Bauvorhaben dar, an denen sich die ungarischen Juden in großer Zahl beteiligten. In der zweiten Hälfte des Buches erzählt sie in beinahe jedem Kapitel kurze Biografien und stellt den Assimilationsweg der Protagonisten in den Mittelpunkt. Auf diese Weise entfaltet sich vor den Augen des Lesers ein sehr bunter Kreis von ungarischen Intellektuellen. Dabei wird der Schwerpunkt darauf gelegt, wer in welcher geistig-kulturellen Gesellschaft agiert, wer welchem geistigen Anführer nahe steht und wer Kontakte mit wem aufreicht hält. Der Leser gewinnt einen Überblick über wichtige Lebensdaten der Mitglieder des „Galilei-Kreises“, der „Achten“ sowie des „Sonntagskreises“ und liest über „Netzwerke“ bei *Nyugat*, der wichtigsten literarischen Zeitschrift vom Anfang des Jahrhunderts. In dem Wirbel einzelner Biografien rührt sich beim Leser der Wunsch, genauere Kenntnisse über die literarische, wissenschaftliche oder politische Tätigkeit dieser Akteure zu gewinnen bzw. das bis dahin Erfahrene zu bündeln. Dabei treten einige nur am Rande ins Blickfeld der Autorin – wie etwa der Kunstmäzen Lajos Hatvany, Andor Gábor, dessen gesammeltes journalistisches Schaffen in den Bänden *Briefe aus Wien* und *Briefe aus Berlin* herausgegeben wurden und der in Berlin Mitbegründer der Zeitschrift *Linkskurve* war, sowie Julius Háry, der in Deutschland mit seinen frühen Dramen bekannt geworden ist. Obwohl sie mit dem Berliner Emigrantenkreis der linken Intelligenz eng verbunden waren, bleiben beispielsweise auch József Lengyel, der zum Kreis von *Ma* gehörte und nach Berlin emigrierte, Ervin Sinkó, dessen Weg nach der Niederschlagung der Räterepublik nach Wien führte, und Ilona Duczynska, über deren Leben und Liebe zu Polányi – einem der Protagonisten dieses Buches – György Dalos schrieb, gänzlich unerwähnt.

Da sich das Buch in erster Linie die Erforschung der Kontakte und nicht die Werke der aufgeführten Intellektuellen zum Ziel gesetzt hat, verwendet G. Biografien und andere Sekundärwerke über die Protagonisten, was ihr die gezielte Aufarbeitung entsprechender Informationen erlaubt. Wenn sie z.B. die Zeitschrift *Ma* und deren Gründer Lajos Kassák in die „Netzwerke“ einfügt, stützt sie sich stark auf die hervorragenden Arbeiten der Kunsthistorikerin Krisztina Passuth. Dahingegen erzählt Kassák in seiner mehrbändigen Auto-

biografie *Das Leben eines Menschen* fabelhaft von seinen Streifzügen durch Deutschland (u.a. Berlin), Paris, berichtet über seine erste Begegnung mit der Avantgarde, über Ausstellungen und Galerien, die ihm nach seiner Rückkehr nach Budapest sowohl für seine Dichtkunst als auch für seine bildende Kunst als Vorbild dienen.¹

Das Buch bietet durch seinen kollektivbiografischen Ansatz einen Einblick in das geistige und kulturelle Leben der ungarischen Juden am Anfang des Jahrhunderts, von denen nach der Räterevolution von 1919 viele nach Wien oder über Wien nach Berlin emigrierten. Auf diese Weise sollten sie nach einer gerade erst erfolgten Assimilation an die ungarische Gesellschaft den Versuch unternehmen, sich in das deutsche – linke – kulturelle Leben zu integrieren. Allerdings wünschte man sich oft präzisere Formulierungen und Quellenangaben (besonders im Kapitel „Forschungsstand“), eine größere stilistische Sicherheit und gründlichere Korrektur, um z.B. allzu komplizierte Sätze wie den folgenden zu vermeiden: „Die von uns benutzten Erinnerungen scheinen den ‚Berlin-Mythos‘ zu bestätigen, weshalb andere aus dieser Zeit stammende [!] Quellen, die auch den alltäglichen Überlebenskampf, die Schwierigkeiten des Emigranten-Daseins, die persönlichen Zerwürfnisse der Emigrantengruppen usw. widerspiegeln, diesen ‚Rekonstruktionen‘ gegenübergestellt werden sollen“ (S. 18). G. gelingt es nachzuzeichnen, inwieweit man dieses Unternehmen als erfolgreich bezeichnen kann und welche Kontakte zwischen den ungarischen und deutschen Intellektuellen daraus entstanden sind. Jedenfalls gewinnt der Leser einen guten Einblick in das reiche geistige und kulturelle Leben Ungarns in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh.

Berlin

Kornelia Papp

¹ LAJOS KASSÁK: *Egy ember élete. Önéletrajzi regény I-III*, Budapest 1927-1935.

Lucyna Darowska: Widerstand und Biografie. Die widerständige Praxis der Prager Journalistin Milena Jesenská gegen den Nationalsozialismus. transcript. Bielefeld 2012. 528 S., graph. Darst. ISBN 978-3-8376-1783-2. (€ 39,80.)

„Widerständige Praxis“ – mit diesem Begriff grenzt Lucyna Darowska ihre Protagonistin vom Widerstandskämpfer als einer heroischen Figur ab. Anhand des Lebenswegs von Milena Jesenská (1896-1944) geht sie der Frage nach, durch welche biografischen Faktoren widerständiges Handeln ermöglicht wird. Jesenská ist vor allem als die Adressatin von Franz Kafkas Liebesbriefen bekannt. In D.s politikwissenschaftlicher Dissertation geht es jedoch um einen völlig anderen Zusammenhang: Jesenská widersetzte sich lange nach Kafkas Tod der nationalsozialistischen Herrschaft im Protektorat Böhmen und Mähren. Dies tat sie als Journalistin und indem sie bedrohten Menschen zur Flucht verhalf. Warum passte sie sich nicht an? Wie blieb sie trotz drohender Gefahr handlungsfähig? Diesen Fragen geht die Studie nach; dabei werden die unterschiedlichen Lebensabschnitte der Protagonisten jeweils auf ihre Dispositionen für die spätere Renitenz untersucht. Biografieforschung ist in der Politikwissenschaft eher selten. D. geht jedoch davon aus, dass sich politisches Handeln aus biografischen Motiven speist, die empirisch nachweisbar sind. Insofern versteht sie ihre Studie auch als Anregung insbesondere für die Widerstandsforschung.

Mehr als ein Drittel der Studie widmet sich dem theoretisch-methodischen Konzept, nämlich das erste Kapitel dem Biografischen („New Historism als methodischer Rahmen biographischer Analysen in der Politikwissenschaft und Forschungsdesign der Arbeit“) und das zweite dem Widerständischen („Strukturen widerständiger Praxis“). „New Historism“ beschreibt dabei einen sich vom Historismus und von der „Geschichte großer Männer“ abgrenzenden Zugang, der zunächst auf die Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen gerichtet ist. Damit einher geht auch eine Akzentverschiebung in der Definition des Politischen: Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die politischen Handlungen der Einzelnen in